

Musik – Pädagogik – Dialoge

Musik | Kontexte | Perspektiven

Schriftenreihe der Institute für Musikpädagogik und Europäische Musikethnologie
an der Universität zu Köln

Band 1

Musik – Pädagogik – Dialoge

Festschrift für Thomas Ott

Herausgegeben von Andreas Eichhorn und Reinhard Schneider

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Juli 2011
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2011 Buch&media GmbH, München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-189-4

Inhalt

Vorwort	9
 <i>Georg Auernheimer</i>	
»Die Welt gehört allen!« Tagebuchnotizen 1981 bis 2008 – Vermischtes zum Thema Interkulturalität	11
 <i>Andreas Eichhorn</i>	
Joseph Haydn und Felix Mendelssohn Bartholdy: 1809/2009. Reflexionen aus Anlass eines gemeinsamen Gedenkjahres	28
 <i>Heinz Geuen/Christine Stöger</i>	
Lehren als personale Kompetenz – einige Gedanken zur Bedeutung der Lehrperson im Musikunterricht	43
 <i>Thomas Greuel</i>	
Musikalische Autobiografien – eine Aufgabenstellung zur Selbstreflexion von Studierenden	55
 <i>Martin Greve</i>	
Studium <i>Türkische Musik</i> in Deutschland	63
 <i>Frauke Heß</i>	
Mit Meki Nzewi in Europa oder Informelles Lernen im Musikunterricht?	75
 <i>Bernd Hoffmann</i>	
<i>Way down upon the Suwannee River.</i> »Jazz«-Adaptionen im frühen experimentellen Tonfilm der USA	86

Werner Jank

Verstehen von Musik oder Teilhabe an musikalischen Praxen?

Aspekte eines Paradigmenwechsels 104

Hermann J. Kaiser

Verständige Musikpraxis.

Eine Antwort auf Legitimationsdefizite des Klassenmusizierens 122

Margret Kaiser-el-Safti

Über Wunderkinder im Allgemeinen und das Wunder

Wolfgang Amadé Mozart 148

Oliver Kautny

Migrantischer Hip-Hop in Deutschland.

Ein Problemaufriss für die Musikdidaktik und für die

Hip-Hop Studies 157

Niels Knolle

Wer waren wir, und wenn, wie viele, und vor allem: warum? 187

Heinz von Loesch

Die Hexachordlehre – ein Schreckgespenst einst und jetzt 197

Anne Niessen

Die Bedeutung von Selbstbestimmung im Musikunterricht aus

Schülersicht 204

Günther Noll

Opposition im Neuen Geistlichen Jugendsingen in der DDR –

ein Beitrag wider das Vergessen 217

Gisela Probst-Effah

Barbara, Barbara, komm mit mir nach Afrika.

Das Afrikabild in deutschen Schlägern der Nachkriegszeit 240

<i>Christoph Richter</i>	
Musik – ein immer schon fächerübergreifender Gegenstand	252
<i>Wilhelm Schepping</i>	
Ein Liederbuch schreibt Geschichte: <i>die mundorgel</i>	265
<i>Reinhard Schneider</i>	
Musikpädagogik und Präsenzkultur	295
<i>Wolfgang Martin Stroh</i>	
Der erweiterte Schnittstellenansatz	307
<i>Jürgen Terhag</i>	
Wie interkulturell ist die Musik(pädagogik)? Launige und spitze Bemerkungen zu einer ungeklärten Selbstverständlichkeit	335
<i>Jürgen Vogt</i>	
Gerechtigkeit und Musikunterricht – eine Skizze	327



Vorwort

Vorliegender Sammelband ist Thomas Ott anlässlich seines 65. Geburtstages im Juli 2010 gewidmet. Nach einer Assistententätigkeit an der Universität Hamburg wurde er zunächst an die Hochschule der Künste Berlin berufen und schließlich an die Universität zu Köln, wo er von 1997 bis 2009 einen Lehrstuhl für Musikpädagogik innehatte.

Das thematische Spektrum der Beiträge dieser Festschrift spiegelt die wissenschaftlichen Arbeitsgebiete (interkultureller Musikunterricht, Musiklehrer-ausbildung, historische Musikpädagogik) und die weitgefächerten Interessen des Jubilars.

Ein besonderer Dank der Herausgeber gilt allen Kolleginnen und Kollegen, die mit ihren Beiträgen diese Festschrift ermöglicht haben.

Köln, im Juli 2011

Andreas Eichhorn
Reinhard Schneider

Georg Auernheimer

»Die Welt gehört allen!«

Tagebuchnotizen 1981 bis 2008 – Vermischtes zum Thema Interkulturalität

Marburg, 29. November 1981

Die Unheimlichkeit der Fremden: Anne unterhält sich in Stadtallendorf mit einer Bekannten von früher. Sie erzählt der Frau, dass sie in der »Alten Post«, wo inzwischen türkische Familien untergebracht sind, einen Besuch machen will. Die andere ist sichtlich erschrocken. Nein, sagt sie, da ginge sie nie rein. Da würden ja sogar Hammel im Hausflur geschlachtet. Manchmal sei schon das Blut unter der Haustür herausgeströmt.

Marburg, 16. September 1983

Kulturdifferenz als Modernitätsdifferenz: Überlegung nach einem Besuch in anatolisches Dorf: Die noch nicht vollzogene Individualisierung erlaubt mehr körperliche Nähe und erklärt die uns manchmal unverständliche Unbefangenheit hinsichtlich Hygiene – die gemeinsame Schüssel beim Essen, der gemeinsame Waschlappen im Hamam. Privatisierung und Vereinzelung erhöhen wohl die gegenseitige Schranke bis hin zur Neurotisierung in Sachen Hygiene.

Marburg, 15. Mai 1984

Kulturkonflikt: In einem Zeitungsartikel ist wieder einmal vom Kulturkonflikt die Rede. Dabei geht man nicht nur von geschlossenen »Kulturkreisen«, sondern meist auch von dem Phantom einer geschlossenen, einheitlichen Innenwelt aus. Es wird nicht gesehen, dass der »Normalfall« ein Alltagsbewusstsein ist, in dem man vielfältige, auch konträre Ideen nebeneinander findet, nach Antonio Gramsci »Elemente des Höhlenmenschen und Prinzipien der modernsten und fortgeschrittensten Wissenschaft«. Die »zufällige« Weltanschauung des Alltags ist »auf bizarre Weise zusammengesetzt«, schreibt er.

Marburg, 27. Mai 1984

Transkulturalität: Gestern bei der Tagung in Wetzlar ein schönes Beispiel für kulturelle Interferenzen oder Transkulturalität erlebt. Bei einer Szene im aufgeführten Karagöz-Spiel erkennt neben mir Güler das Muster der Erzählung von Johann Peter Hebels *Kan-nit-verstan* wieder. Ganz überrascht zu ihrer Nachbarin: »Du, das ist doch ...!«

Ein anderes kurzes Gespräch mit meinem Nachbarn, der während des Gitarre-Vortrags eines Sinto meint: »Du, das ist doch keine Zigeunermusik«, veranlasst mich darüber nachzudenken, welch vielfältige musikalische Formen sich die Sinti und Roma im Verlauf ihrer Wanderungsgeschichte angeeignet und anverwandelt haben.

Marburg, 28. Mai 1984

Unbewusste Reaktionen auf die Migrationssituation: Manche Kontroversen auf Tagungen zur Ausländerpädagogik wie neulich sind nicht rational fassbar. Unterschiedliche Reaktionsweisen erklären sich vermutlich aus unbewussten Ängsten, aus dem Gefühl der Bedrohung, zumindest der Störung von pädagogischen Routinen. Als Lehrer/in wird man mit einer neuen lästigen Aufgabe konfrontiert. Vielleicht hat mancher auch das lähmende Gefühl der Vergeblichkeit, Aussichtslosigkeit. Bei den einen meldet sich darauf Ärger, Unmut, oder sie richten sich in einer neuen Routine ein und verdrängen manche Probleme. Andere empfinden Mitleid, identifizieren sich in hohem Maße mit den »armen Ausländerkindern«. Als deren Anwälte sind sie leicht verbittert und klagen die deutsche Gesellschaft an. Oft verbindet sich das mit der Mystifikation und Verklärung der Gastarbeiterkultur. Die Kollegin H. benutzte auf der Tagung mindesten dreimal das Wort »Leidensweg«. Die Reaktionsweise der einen verstärkt vermutlich die der anderen, sodass die Kontroversen leicht eskalieren.

Tokio, 14. September 1988

Unser Eurozentrismus: Überlegungen zur Musik nach dem Besuch eines Kabuki-Theaters. Fast alles, was uns im Musikunterricht damals als quasi naturgegeben dargestellt worden ist, wird in Frage gestellt, wenn man japanische Musik hört. Dass außerhalb Europas zum Teil ganz andere Instrumente erfunden worden sind, weiß man ja. Aber alles klingt sehr fremd. Man versucht vergebens, die uns vertrauten Takte oder die Tonleitern zu identifizieren. Stattdessen orientieren sich die japanischen Musiker an etwas, das mit »Stimmungen« übersetzt wird, abhängig vom jeweiligen Anlass und institutionellen Kontext, wie ich lese. Wenn ich bedenke, dass ich früher sogar die Harmonielehre für etwas Universelles gehalten habe! Welche Naivität!

Kyoto, 17. September 1988

Irritationen in Japan: Anne erzählt von ihren Erlebnissen vor dem Hotel-Lift am Morgen, wo sie mit der Drängelei japanischer Hotelgäste, die alle zum Frühstück wollten, konfrontiert war. Mit einem formelhaften »Sumimasen« drängten die Leute in den bereits überfüllten Aufzug. Erinnerung an unsere Eindrücke im Kabuki-Theater in Tokio, wo viele der sonst so unglaublich disziplinierten Japaner bei den Abschlusszenen ohne Rücksicht auf andere Zuschauer nach vorne stürzten, um besser das Geschehen verfolgen zu können. Auch im Zug bekamen wir ein überraschend durchsetzungsfähiges Verhalten mit. Daneben eine für uns recht verwunderliche Höflichkeit und ein stark ritualisiertes Verhalten. Das Zugpersonal, gleich ob Zugbegleiter oder Getränkeverkäufer verbeugt sich beim Betreten und Verlassen des Waggons – es sind Großraumwagen – vor den Fahr-»gästen« (im ursprünglichen Sinn des Wortes). Der Schaffner zieht seine Mütze und bittet quasi um Verständnis, dass er die Fahrkarten kontrollieren muss.

Erstaunlich auch, wie die Japaner mit ihrem ästhetischen Sinn, der sich beim Arrangement jedes Abendessens zeigt, der Bauwut die Zügel schießen lassen. So war das Tal von Kinugawa, einem Kurort, völlig von Beton verschandelt. Dabei konnte man sich mit einiger Fantasie vorstellen, dass es früher einmal das Motiv für eine Seidenmalerei abgegeben hätte. Die urbanisierten Zonen von ungeheurer Ausdehnung, durch die wir fahren, bestehen aus einem scheinbar chaotischen Gewirr von Highways, Straßen, Industrieanlagen und Häusern. In scharfem Kontrast dazu, die Parks und die Gärten in Klosteranlagen, die nach einem klaren Ordnungsprinzip angelegt sind.

Solche Widersprüche drängen einem die Frage auf, ob nicht die eigene Kultur ähnlich gegensätzlich ist, ohne dass man es bisher wahrgenommen hat.

Kyoto, 18. September 1988

Universelle Kultformen: Beim Besuch von drei buddhistischen Heiligtümern die frappierenden Gemeinsamkeiten zwischen den Kultformen der großen Religionen festgestellt: Besprengen und Trinken von heiligem Wasser, der Weihrauch, der religiöse Gesang und die Glocken, die priesterlichen Gewänder, außerdem Formen der religiösen Darstellung wie Heilige, hier die fünf Könige, die Ungeheuer zertreten, oder geflügelte »Engel«, die zur Ehre Gottes musizieren. Zumindest zwischen Buddhismus und Katholizismus scheinbar viele Parallelen. Die Gottesdienste, die wir vom Rand her etwas verfolgt haben, erinnerten mich an katholische Messen.

Marburg, 19. März 1992

Kulturaustausch: Einem Aufsatz von Ingrid Lohmann über Moses Mendelsohn sind interessante Hinweise auf Voraussetzungen eines Kulturaustauschs zu entnehmen: Phase des historischen Umbruchs mit dem Bedarf nach einer neuen Gesprächskultur, das Vordrängen einer neuen Klasse an die Führung, dabei zumindest subjektiv empfundene Gemeinsamkeiten zwischen der relativen Unterprivilegierung des Bürgertums, seinem Ausschluss von der Macht und der Lage einer Minorität – hier der jüdischen. Eine solche Konstellation begünstigt Bündnisbeziehungen, interkulturelles Verstehen und Austausch.

Marburg, 11. Oktober 1992

Ambivalente Slogans: Auf einer Reisetasche der Slogan »Die Welt gehört allen«. Das hört sich gut an, scheint im guten Sinn universalistisch zu sein. Aber je nach der Machtposition und wirtschaftlichen Potenz dessen, der die Botschaft mit sich trägt, bekommt der Spruch einen unterschiedlichen Sinn, wechselt die Botschaft. Was bedeutet der Slogan auf der Tasche eines europäischen Sextouristen in Bangkok? Oder auf dem Suitcase eines Managers der United Fruit Company?

Marburg, 26. Dezember 1993

Verkehrte Welten: Bei Emil Durkheim verschiedene Passagen über die »Wilden« mit allen gängigen Stereotypen gefunden. – Wilde seien wie Kinder, nicht Herr ihrer Triebe, launenhaft usw. und das mehrmals an verschiedenen Stellen (siehe das Sachregister zu *Erziehung, Moral und Gesellschaft*, stw). Die Literatur Europas, auch die wissenschaftliche, wäre wohl eine Fundgrube an Bildern von der »verkehrten Welt« (F. Kramer).

Marburg, 21. Januar 1994

Kulturbruch: Aufschlussreich ist, welchen Eindruck der Romanist Erich Auerbach, ursprünglich Professor in Marburg, aber wegen seiner jüdischen Herkunft zwangsemigriert, von den kemalistischen Reformen gewann. Er lehrte zeitweise an der Universität von Istanbul, wohin er 1936 einem Ruf gefolgt war. Er notierte: »Es geht phantastisch und gespenstisch schnell, schon kann kaum noch wer arabisch oder persisch und selbst türkische Texte des letztvergangenen Jahrhunderts werden schnell unverständlich ...« (zitiert nach M. Vialon in einer Würdigung von Auerbach in der *Oberhessischen Presse*, 20. Januar 1994).

Marburg, 30. Januar 1994

Widerspenstige Objekte der Ethnologie: Im Fernsehen ein Bericht über die Forschungen des Ethnologen Preuß bei Amazonas-Indianern (um 1914). Sehr

schön die Auflehnung der »Eingeborenen« gegen ihren Objektstatus! Preuß hielt sich Monate bei einem Volk auf und sammelte ihre Mythen und Legenden. Eines Tages protestierten seine Informanten. Er wolle immer nur Geschichten von ihnen hören. Bei ihnen sei es aber üblich, dass man als Gegenleistung selbst Geschichten erzähle.

Marburg, 6. März 1994

Folklorismus: In der Marburger Stadthalle bot eine Gruppe aus der Mongolei traditionelle Tänze, Gesang und Instrumentalmusik. Aber damit nicht genug. Ein Mönch führte zu Beginn eine Segenszeremonie vor. – Kulturelle Praxis als Schaustellerei. Auch religiöse Praktiken bleiben davon anscheinend nicht mehr verschont. Erinnerung an einen TV-Bericht über ein buddhistisches Kloster in China, das so sehr zum Gegenstand touristischer Neugier geworden ist, dass die Mönche zu Mönchsdarstellern mutiert sind. V. Drehsen (1994) spricht von »einer Art Religionsvoyeurismus«.

Marburg, 18. März 1995

Talmudisieren: Villem Flusser, 1920 geboren und in einer jüdischen Familie aufgewachsen, aber mit 19 zuerst nach London und dann nach Lateinamerika geflohen, erzählt eine mysteriöse Geschichte. Erst sehr spät habe er sich mit traditionellem jüdischen Schrifttum beschäftigt und dabei überrascht festgestellt, »dass meine wissenschaftliche und philosophische Argumentation ganz ähnlichen Regeln folgt« – und das, obwohl er, wie er meint, niemals Kontakt mit dem Talmud gehabt habe. (*Frankfurter Rundschau*, 18. März 1995, ZB 3) Die spät festgestellte »Tendenz zum Talmudisieren« mag sich der unmerklichen Sozialisation im Milieu der Prager Juden verdanken. Wie auch immer – Flusser äußert sich dazu nicht – das Phänomen spricht für kulturelle Eigenheiten in einer Tiefenschicht.

Marburg, 1. April 1995

Fremdbilder: Nach Zeitungsberichten soll es eine vietnamesische »Zigaretten-Mafia« in Berlin geben. Interne Kämpfe um das Schmuggelgeschäft, Ausbeutung von Landsleuten und manches, was man mit »Mafia« verbindet, wenngleich die Bezeichnung hier etwas übertrieben sein mag. Meine Spontanreaktion auf die Nachrichten: Ablehnung, Enttäuschung über die einst als Viet-Cong verehrten Vietnamesen. Dann Nachdenken darüber, wie unsere Bilder von fremden Völkern mit historischen Konstellationen – und damit vermutlich auch von Generation zu Generation – wechseln. Das Bild vom heldenhaften Viet-Cong wird vom Konterfei des Schmugglers abgelöst. Was haben wir an

Tapferkeit und Klugheit bei den vietnamesischen Freiheitskämpfern gesehen! Nicht Verschlagenheit, sondern List ließ sie in unseren Augen gegenüber der technischen Überlegenheit des Feindes bestehen. Die vielleicht gleichen Überlebenstechniken geraten jetzt in ein schiefes Licht. Die Viet-Cong waren für uns das Versprechen einer besseren Menschheit wie vorher die Algerier. Ein weiteres Beispiel: der Umschlag von warmer Zuneigung in Misstrauen und Verachtung gegenüber den Russen – oder auch, bei vielen, genau umgekehrt.

Marburg, 21. Juli 1995

Colour-Blindness: Otman erzählte, dass das Jugendamt Frankfurt am Main eine Erhebung durchführt – es geht meines Wissens um die soziale Situation von Migrantenfamilien – und sich hartnäckig weigert, die nationale Herkunft oder Familiensprache zu erfassen. Um das liberale Tabu nicht zu verletzen, verzichtet man unter der Beschwörungsformel »für uns sind alle gleich« auf differenzierte Ergebnisse.

Traunstein, 16. August 1995

Ethnisches Nationverständnis: Dem bayerischen Kultusminister Zehetmeier ist in einem Fernsehinterview zum Streit um das sogenannte Kruzifix-Urteil ein verräterischer Lapsus herausgerutscht. Bisher habe von den »ausländischen« Eltern, insbesondere auch von jüdischer Seite (!), niemand Anstoß am Kruzifix im Klassenzimmer genommen.

Marburg, 20. August 1995

Kontextspezifische Literaturrezeption: In einem Interview erklärt Salman Rushdie unter Verweis auf die diversen kulturellen Bezüge in seinen Texten: »Wenn Inder meine Bücher lesen, begreifen sie viele Anspielungen, aber es entgehen ihnen vielleicht etliche andere [...] (sie) lesen auf diese Weise ein völlig anderes Buch als europäische Leser.« (*Frankfurter Rundschau*, 19. August 1995) Rushdie bezieht sich explizit vor allem auf literarische Anspielungen und damit kulturelle Traditionsbestände. Aber die unterschiedliche, und zwar nicht nur individuell unterschiedliche, Rezeption dürfte auch durch die differenten Kollektiverfahrungen bzw. durch das differente kulturelle Gedächtnis bedingt sein (zum Beispiel als Nutznießer des Kolonialsystems und als Nachkommen der Beherrschten).

Marburg, 9. März 1996

Métissage: Auszüge aus einem Reisebericht über Benin/Westafrika: Die Besucherin schildert den Inhaber eines Lehmhauses, Animist, und die Einrichtung.

»Die Narbenzeichnung seines Gesichts kehrt wieder als Graffiti auf der glatten, erdrotten Wand des Hauses [...] (Im Obergeschoss) liegt auch die heilige Feuerstelle und der Fetischtempel für die nächtlichen Zeremonien [...] eine Lehmhütte ist angebaut. Durch die offene Tür sehen wir ein solides chinesisches Fahrrad der Marke Phönix, darüber ein großes Bild, das die segnende Maria in Lourdes darstellt, daneben ein zweites, auf dem eine weiße Frau ihren nackten Hintern zeigt.« (*Frankfurter Rundschau*, 9. März 1996) Solch ein Nebeneinander und Durcheinander von Produkten und Symbolen unterschiedlicher Herkunft wird wohl die zukünftige Welt bestimmen.

Marburg, 6. Januar 1997

Vereinheitlichung der Massenkultur: Nach Rundfunkangaben decken sich die europäischen Hitlisten für Kinofilme immer mehr mit denen in den USA. Die amerikanische Filmindustrie ist ohne Konkurrenten. In Italien stammen nur noch 15 Prozent der Filme aus eigener nationaler Produktion.

Marburg, 6. März 1998

Projektionen: R.-R. Wuthenow zitiert aus Anlass einer Publikation aus dem Nachlass von Wilhelm Heinse, einem vergessenen Autor des 18. Jahrhunderts, aus dessen Notizen von einer Italienreise (1792–97): »Italien ist ein Himmel, wo die Engel und Teufel noch nicht voneinander geschieden sind.« – Ein frühes Beispiel für das Italienbild vieler Deutscher. Wuthenow dazu: »Italien erscheint als das Paradies vor der Vertreibung, die Menschen wirken auf ihn unschuldig und verrucht, herzlich und verschlagen.« (*Frankfurter Rundschau*, 14. Februar 1998). Dieselben projektiven Mechanismen sind noch beim heutigen Ferntourismus wirksam, vermutlich mit derselben Ambivalenz.

Marburg, 4. Oktober 1998

Transkulturalität: In einem Artikel über den unkonventionellen englischen Rabbi Shmuley Boteach (*Time*, 7. September 1998) wird ein Afroamerikaner zitiert, mit dem der Rabbi zeitweise zusammengearbeitet hat: »I found a man with an incredible vision of what humanity should be. Shmuley made me more proud of my own heritage by showing me how proud he is of his.« Kulturelle Identität, das heißt ein hoher Stellenwert kultureller Tradition für das Selbstverständnis, muss, wie man sieht, die interkulturelle Verständigung keineswegs stören, geschweige denn Abgrenzung implizieren. Im geschilderten Fall war das Gegenteil der Fall. Dabei wäre interessant, was mit der angedeuteten »vision of what humanity should be« gemeint ist, inwiefern sie das gegenseitige Verstehen gefördert hat. Wir ahnen es nur.

Marburg, 10. Dezember 1998

Musikalischer Nationalcharakter: »Man kann ja deutsche Orchester schon am Klang erkennen, so wie man ein slawisches oder amerikanisches Orchester erkennen kann«, behauptet die polnische Pianistin Ewa Kupiec in einem Interview vor ihrem Auftritt mit dem Rundfunksymphonieorchester Frankfurt (zitiert in der *Frankfurter Rundschau*, 10. Dezember 1998). Sie führt als Beispiel die Aufführung einer Symphonie mit der Los Angeles Philharmonic an: »Das klingt dort wie Filmmusik, alles etwas undiszipliniert und breit, aber schön weich, eine besondere Palette von Farben, große Bögen. Als ich das Stück mit den Bambergern aufnahm, war das völlig anders. Man hört, dass das ein deutsches Orchester ist, etwa am etwas starren Zählen im Takt.« Zugleich liefert sie Gegenargumente, wenn sie fortfährt: »Beim RSO hört man das nicht, und es ist dennoch diszipliniert.« Es drängt sich auch die Frage auf: Wann und bis zu welchem Grad formt der jeweilige Dirigent ein Orchester, wie beeinflusst er den Klang. Immerhin ein diskussionswürdiger Beitrag zum Thema kulturelle Differenz.

Schenna, September 2000:

Traditionsspiel: Beobachtungen im Urlaub zum Umgang mit traditioneller Musik: Auf dem Domplatz von Florenz präsentierte eine Reisegruppe aus Spanien mit zwei Gitarristen spät abends heimatliche Tänze, wobei schwer auszumachen war, ob es ein vorbereitetes Vorhaben oder eine spontane Performance war. Jedenfalls war es keine folkloristische Inszenierung. Ohne festes Arrangement, sondern spontan, manchmal zögernd kam mal der, mal die in den Kreis, um mit zu tanzen. Die Kleidung der Spanierinnen und Spanier unterschied sich in nichts vom Outfit anderer Touristen. – Also universalisierte Alltagskultur bei gleichzeitiger Demonstration lokaler Musiktradition in fremder Umwelt.

An einem Sonntagnachmittag im Thurnerhof in Schenna (bei Meran) traditionelle Musik von einem Duo mit Ziehharmonika und Harfe. Die Harfenistin im Dirndl, vom Typ her vermutlich Studentin, war aus Nordtirol angereist. Der Ziachspieler war ein Bauernsohn aus einem anderen Ort im Passeiertal. Beide leben allem Anschein nach ein Leben, das sich weit entfernt hat von der Welt, in der die Musik entstanden ist, die sie spielen (Mobilphone und Autoschlüssel auf dem Tisch), selbst wenn man in Rechnung stellt, dass die alpenländische Musik, wie wir sie kennen, zum Teil erst aus dem 19. Jahrhundert datiert. Die Volksmusik ist für die beiden ein Hobby, vielleicht ein bisschen Nebenverdienst und Identitätssymbol.

Ich suche nach einem passenden Begriff für das, was da (auch bei der spanischen Tanzgruppe) zu beobachten war. »Traditionspflege« passt nicht. Das hat so etwas Bemühtes, Verkrampftes. Mir fällt nur Traditionsspiel ein.

Brühl, Oktober 2000

Was ist deutsch? Eine Zeitung berichtet von einem deutschen Unternehmer, der in Florida 14 Lokale aufgemacht hat, die mit Namen wie »Rheinhaus«, mit einem großen Leuchtbild vom Kölner Dom und Kuckucksuhren als »ur-deutsche« Gaststätten firmieren. Angeboten wird unter anderem Dönerkebab als typisch deutsches Essen.

Brühl, 10. November 2001

Heimlicher Lehrplan: Eine Lehrerin erzählt bei einem Treffen, dass der türkische »Kollege« an dem einen Wochentag, an dem er muttersprachlichen Ergänzungsunterricht an der Schule erteilt, zur Pausenaufsicht eingesetzt wird, die er dann anscheinend allein absolviert, und das seit Jahren. Kein Lehrer hat mit ihm Kontakt. Ein griechischer Muttersprachlehrer nebenan bestätigt solche Praktiken. Da die Schüler/innen diese Ausgrenzungspraxis natürlich mitbekommen, werden sie die Vorstellung entwickeln, dass solch ein Umgang mit »Ausländern« eben »normal« sei. Dagegen kommt die gut gemeinte interkulturelle Erziehung kaum an.

Brühl, 4. Mai 2002

Fremdheit: Zygmunt Bauman erklärt Fremdheit aus der Ambivalenz. Das Fremde ist das nicht Einzuordnende, das, so seine These, besonders in der Moderne mit ihrem Ordnungswillen als bedrohlich wirkt. Eigene Überlegung dazu: Nicht-Verstehen mag auch resultieren aus nicht eingestandener eigener Schuld gegenüber den Anderen, sodass deren Reaktionen rätselhaft erscheinen und mit Mentalität etc. erklärt werden. Aktuelles Beispiel: die Antwort des Westens auf den Terrorismus.

Brühl, 16. Februar 2003

Der Russe: Bei der Lektüre von Gogol (*Die toten Seelen*) ist mir aufgefallen, dass er in seinem Roman immer wieder das Autostereotyp von »dem Russen« evoziert. Tschitschikow, Gutsbesitzer, zum Beispiel ergeht sich in »Verwünschungen, worin es an unflätigen Ausdrücken nicht fehlte [...] er war eben ein Russe, der sich ins Herz getroffen fühlte«. Und Selifan, der Kutscher, beschimpft nach dem Zusammenstoß mit einer fremden Kutsche seinen Kollegen, obwohl er »fühlte, dass er fahrlässig gewesen war, aber weil der Russe es durchaus nicht liebt, seine Schuld anderen gegenüber einzugestehen«, geht er in die Offensive. Es wäre interessant zu untersuchen, inwieweit die Literaten des 19. und vielleicht schon des 18. Jahrhunderts auf diese Art zur Vorstellung von nationalen Eigenarten beigetragen haben. Dabei war ihre Absicht meist wohl

eher kritischer Art. Bei Gogol zum Beispiel der Eindruck, dass er die Manieren seiner Zeitgenossen aufs Korn nimmt, um ihnen einen Spiegel vorzuhalten. Anders lässt sich kaum folgende Passage im ersten Kapitel interpretieren: »So ist nun einmal der Russe: nichts scheint ihm erstrebenswerter, als enge persönliche Beziehungen mit Leuten anzuknüpfen, die auch nur um einen Rang höher stehen als er [...].« Eher ironisch kommentiert wird dagegen die Anpassung der Manieren im »fortschrittlichen Russland« an die »im aufgeklärten Europa«. Die Rückständigkeit Russlands wird auch damit im Subtext bestätigt. Wie mag wohl die Lektüre solcher Romane (zum Beispiel bei deutschen Offizieren) das Fremdstereotyp von »dem Russen« beeinflusst haben?

Brühl, 16. November 2003

Globale Kosmetik: *Newsweek*, 10. November, berichtet von dem Trend zu einem »global standard (or ideal) of beauty«, und zwar nach westlichem Vorbild. Genannt werden vor allem Frauen aus asiatischen Ländern, unter anderem Chinesinnen, die sich von Chirurgen nach diesem Idealtyp zurechtschneiden lassen. Die Medien tragen zu dieser Uniformierung bei und die moderne Medizin macht es möglich. »Cosmetic surgery« boomt angeblich weltweit. – Auch die Körper werden also vereinheitlicht. Bemerkenswert dabei die Macht des westlichen Schönheitsideals, Indiz für die allgemeine Hegemonie des Westens. Auch der Machbarkeitswahn ist westlichen Ursprungs.

Brühl, 10. Mai 2004

Klischees: Gestern haben Eva und Thomas Ott zusammen mit dem Kora-Spieler Aziz Konyalé aus Gambia unsere Matinée bestritten. Eva und Thomas erzählten von ihrer pädagogischen Afrikamission und lasen aus dem Buch von Kadiatou Diallo (Guinea) vor. Dazwischen faszinierte uns Aziz Konyalé mit dem Spiel auf der Kora, einer Mischung aus Harfe und Laute, mit der er seinen Gesang untermalte. Sein Vortrag destruierte – wahrscheinlich nicht nur in meinem Kopf – eine Klischeevorstellung von afrikanischer Musik. Die verband sich immer noch mit Trommeln (trotz Kenntnis afrikanischer Sänger/innen wie Miriam Makeba). Die Kora-Spieler sind Barden oder Balladensänger, meist aus einer Musikerdynastie. Es handelt sich also um eine Tradition, wie wir sie aus vielen Kulturen kennen, unter anderem aus dem Griechenland Homers. Das Spiel auf der Kora verlangt eine gewisse Virtuosität, so mein Eindruck.

Brühl, 26. August 2005

Kulturtransfer: In einer Radiosendung über die mittelalterliche Troubadour-Lyrik ein interessantes Beispiel für die Anverwandlung einer fremden kulturellen Praxis. – Der Minnegesang war von der arabischen Lyrik beeinflusst. Aber der Minnedienst der ritterlichen Herren enthielt zusätzlich ein neues endogenes Element, das sich vermutlich dem Marienkult verdankt. Das war der – zumindest als Idee hoch gehaltene – selbstlose Dienst an der verehrten Dame. – Beispiel für eine kulturelle Praxis als Amalgam.

Brühl, 20. September 2005

Begrüßungsrituale: Alteingesessene Brühler begrüßen sich nach meiner Beobachtung in der Regel noch untereinander. Sonst ist das ja nur noch in eher ländlichen Gebieten üblich. In der Regel keinen Gruß tauschen Einheimische und Immigranten miteinander aus, soweit ich sehe. Letztere grüßen vermutlich schon deshalb nicht, weil sie unsicher sind, ob ihr Gruß erwidert würde. Das grußlose Nebeneinander, sicher Folge der allgemein zunehmenden Anonymität, die aber in noch überschaubaren Kommunen wie Brühl nicht so groß ist, ist anscheinend durch die migrationsbedingte Fremdheit verstärkt worden. Das beeinträchtigt die soziale Atmosphäre. Begrüßungsrituale sind in ihrem Effekt nicht zu unterschätzen. Man mag das Lob der Gleichgültigkeit singen, aber ein Gruß öffnet einen Interaktionsraum. Ich könnte mit dem Gegenüber zum Beispiel ein paar Worte austauschen, wenn ich wollte. Die Grüßenden versichern sich beiderseits einer allgemeinen Loyalität.

Venedig, 17. Oktober 2005

Die Ungläubigen: In der »Scuola San Giorgio« in Venedig ein Gemäldezyklus von Carpaccio vom Anfang des 16. Jahrhunderts, auf dem der Maler unter anderem Szenen aus der Georgslegende darstellt. Die Ungläubigen, die der heilige Drachentöter zum rechten Glauben bekehrt, sind durch die Kleidung etc. als Türken oder Sarazenen gekennzeichnet. Sie tragen mächtige Turbane. Eine Janitscharen-Kapelle mit Surna und Davul spielt auf. Das Bild belegt einerseits die grenzüberschreitenden Kontakte der Handelsmacht Venedig und andererseits die Fremdheitskonstruktion mit abwertender Tendenz (die Ungläubigen). Übrigens fand ich auch an einer »Scuola« bei San Tomà ein Relief, auf dem der ungläubige Thomas einen großen Turban trägt.

Brühl, 10. Januar 2006

Kulturelle Hybridität zu Werbezwecken: Der südtiroler Fremdenverkehrsort Naturns wirbt in einer Anzeige: »Von Italien die Lebenslust, von Tirol die Gemütlichkeit«.

Brühl, 19. Februar 2006

Der Westen und der Rest: In der Wochenzeitung *Freitag* ein Zitat von Orhan Pamuk: »Der Westen hat leider keine Vorstellung von dem Gefühl der Erniedrigung, das eine große Mehrheit der Weltbevölkerung durchlebt und überwunden werden muss, ohne den Verstand zu verlieren oder sich auf Terroristen, radikale Nationalisten oder Fundamentalisten einzulassen.« (Ausgabe 10. Februar 2006: 3) Das lässt sich anscheinend am besten aus der Position des Dazwischen heraus erkennen, wie sie der Istanbuler Schriftsteller einnimmt.

Brühl, 17. März 2006

Kulturwandel ungleichzeitig: Der junge Schlossherr von Schloss Amerang verriet in einer Sendung, dass er die Trennung von privat und nicht privat in seiner Kindheit noch nicht gekannt hat und das Bedürfnis nach einer Intimsphäre, das seine Gattin für sehr wichtig hält, quasi erst erlernen musste. – Ein Beispiel dafür, wie zeitverschoben oder ungleichzeitig sich kulturelle Transformationen vollziehen. Im Allgemeinen nimmt man ja an, die Abgrenzung einer Privatsphäre habe sich mit dem Übergang zur bürgerlichen Lebensweise spätestens im 19. Jahrhundert durchgesetzt.

Brühl, 29. Mai 2006

Kontextualität und Universalität: Daniel Barenboim hat kürzlich in einem Interview zum Ausdruck gebracht, dass er trotz der Spezifik jeder Kultur, hier von nationalen Musikkulturen, fremde Kulturen für allgemein zugänglich hält, weshalb er ein nationalistisches Beharren auf dem Eigenen massiv kritisiert. »Man muss nicht Deutscher sein, um den deutschen Klang zu produzieren [...] Deswegen ist es gefährlich zu sagen, die Wahl bestehe heute zwischen Beibehaltung des nationalen Tons oder Gleichmacherei. Das reduziert die Frage [...] Erweiterung heißt: Du bist Franzose, deshalb musst du so neugierig sein und verstehen wollen, was anders ist bei den Deutschen oder Italienern.« Barenboim anerkennt also, dass Musik – die sogenannte E-Musik zumindest seit Beginn der Moderne – nationalspezifisch ist, ohne dass er die Universalität von Musik leugnen müsste – eine generalisierbare Sichtweise.

Brühl, 23. Juli 2006

Multikultur ade: Die christlichen Minderheiten und andere nicht-muslimische Gemeinschaften im Irak sind in arger Bedrängnis. 30000 Assyro-Chaldäer sind inzwischen aus dem Mittel- und Südirak geflohen. Ohne Zukunft sind auch die Mandäer, eine über 2000 Jahre alte Glaubensgemeinschaft, die Johannes den Täufer als letzten Propheten betrachtet. Jüdische Gemeinden werden durch die israelisch-amerikanische Politik in arabischen Ländern um die letzte Chance gebracht, toleriert zu werden. Im Kosovo muss man Schutzzonen für die verbliebenen Serben und für Kirchen und Klöster errichten. Roma und andere Minderheiten sind ebenso Schikanen ausgesetzt. – Alles Ergebnisse der westlichen Interventionspolitik. Multikulturalität, von der heute so viel die Rede ist, wird im neuen Empire zum Verschwinden gebracht.

Brühl, 30. Juli 2006

Afrika: Den Roman eines südafrikanischen schwarzen Autors, Modikwe Dikobe (geboren 1913 in Transvaal), gelesen, Titel *Der Marabi-Tanz*. Die Romanhandlung ist in den Randbezirken von Johannesburg in den 1930er- und 40er-Jahren angesiedelt. Aufschlussreich ist die Mischung von Tradition und Moderne, von alten Kulturen, besonders Zauberpraktiken, und Christentum. Auch die einheimischen Sprachen (Zulu, Xhosa, Sotho, Tswana) wurden offenbar gemischt verwendet, und das noch zusammen mit Afrikaans und Englisch.

Brühl, 21. September 2006

China: In einer TV-Sendung erzählten Schweizer Geschäftsleute und Unternehmer von ihren Erfahrungen mit chinesischen Geschäftspartnern und Mitarbeitern. Sie berichteten zum Beispiel, dass in China geschäftliche Interessen weniger durch formale Regeln und Vereinbarungen abzusichern seien. Verlassen könne man sich eher auf menschliche Kontakte, am besten Freundschaften. Ein Unternehmer behauptete außerdem, ein Chinese habe keine Schwierigkeiten, wenn er auf Einwände stoße, von Position A zu Position B zu wechseln, seine Ansichten also bei technischen oder ökonomischen Fragen auch radikal zu ändern, und zwar ohne dass das einer Begründung oder Rechtfertigung bedürfe. Außerdem bestätigten mehrere Befragte, dass das Kopieren und Nachahmen in China – zumindest bislang – nicht nur keinen Rechtsverstoß darstelle, sondern auch keinen Gesichtsverlust bedeute. – Andere Ich- oder Identitätskonzepte als bei uns Europäern?

Brühl, 27. November 2006

Afrika: Den Roman *Chala* von dem senegalesischen Schriftsteller und Filmemacher Sembène Ousmane gelesen (auf deutsch 1979 erschienen). Ousmane ließ schon damals (französische Ausgabe 1973) kein gutes Haar an der einheimischen Elite. Der Protagonist des Romans, früher im antikolonialen Kampf aktiv, hat sich maßlos bereichert und lebt über seine Verhältnisse. Seine Begehrlichkeit, nicht zuletzt auch sexueller Art, wird ihm zum Verhängnis. Bei der dritten Frau versagt seine Manneskraft, er hat einen »Chala«, und auch ein Marabout kann ihm mit seiner Zauberei nicht helfen.

Brühl, 28. November 2006

Frühe Moderne: 1801 machte Kleist eine Reise nach Paris und schrieb in einem Brief: »Denn in den Hauptstädten sind die Menschen zu gewitzigt, um offen, zu zierlich (d.h. geziert), um wahr zu sein. Schauspieler sind sie, die einander wechselseitig betrügen, und dabei tun, als ob sie es nicht merken.« (18. Juli 1801 an Karoline von Schlieben). Aufmerksam für die neuen Umgangsformen, die damals im Kontrast (obwohl an den Höfen wohl schon vorher üblich) vielleicht noch augenfälliger waren, hat Kleist die Rollentheorie eines Goffman vorweg genommen (vgl. Goffman, *Wir alle spielen Theater*).

Brühl, 10. Dezember 2006

Selbstgefälligkeit: Nach einer repräsentativen Studie des Bielefelder Zentrums für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung – 10000 Frauen zwischen 16 und 85 wurden befragt – haben 40 Prozent der Frauen in Deutschland zum Teil schwere körperliche und sexuelle Gewalt erlebt, wobei 70 Prozent der Übergriffe in der Wohnung geschehen. Die Häufigkeit der Gewalterfahrungen ist unabhängig von der Sozialschicht. Mit welchem Recht zeigt man da noch mit dem Finger auf Migrantenfamilien, besonders die türkischer Herkunft?

Traunstein, 23. Dezember 2006

Kulturverlust: Anne erzählt von einer Straßenumfrage unter Passanten, darunter Kinder und Jugendliche. Die Frage nach dem Inhalt der »Weihnachtsgeschichte« brachte die meisten in Verlegenheit. Jemand, der die Geschichte von Charles Dickens nannte, verriet zumindest eine gewisse Belesenheit. Im Übrigen bekamen die Journalisten die abstrusesten Antworten. »Ja, da war ein Schäfer. Ich glaub' ein Schäferhund ist auch dabei gewesen [...]« oder so ähnlich. Welchen Sinn macht bei solchem Kulturverlust noch interkulturelle Bildung bzw. welche Basis hat die noch?

Brühl, 5. März 2007

Kulturzerstörung: Albert Schweitzer schrieb 1913 in einem Brief aus Afrika: »Ich habe den Eindruck, dass die Weißen eine primitive, aber doch in ihrer Art moralische Cultur zerstört haben und nicht im Stande sind, etwas anderes an die Stelle zu setzen, sondern diese Menschheit dem Verderben weihen« (zitiert aus der *Süddeutschen Zeitung*, 3./4. März 2007). Angesichts mancher sozialer Misstände und Gräueltaten im heutigen Afrika macht diese Vermutung des Insiders und kaum des Vorurteils verdächtigen Doktors nachdenklich.

Traunstein, 19. März 2007

Traditionsstiftung: Bei Spaziergängen sehen wir in den Vorgärten bunte Eier an Büschen und kleinen Bäumen aufgehängt. Ein Fremder könnte meinen, es handle sich um einen alten Brauch. Dabei hat es so etwas noch bis vor zehn Jahren nicht hier gegeben. In den 1980er-Jahren haben wir dergleichen in den Suburbs der US-Städte registriert. Anscheinend also ein Import, auf jeden Fall etwas nur scheinbar Traditionelles, das lediglich an Osterbräuche anknüpft. Aber vielleicht sind wir Zeugen einer neu gestifteten Tradition.

Hania, 12. Juni 2007

Ethnien als Konstrukte: In einem Wanderführer für Kreta, im historischen Teil, findet man zwei Zahlenangaben, die Rätsel aufgeben. Mitte des 18. Jahrhunderts soll man dort unter der Herrschaft der Osmanen (1669–1898) nur 60000 Christen neben 200000 Moslems gezählt haben. Nach dem Ersten Weltkrieg, als es zu dem ungeheuren Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei kam, mussten 11000 »Türken«, wie es im Text heißt, Kreta verlassen. – Fragen: Wie wurden »Türken« definiert? Wenn, wie zu vermuten, das primäre Unterscheidungskriterium die Religion war, wo sind dann in der Zwischenzeit die übrigen Moslems geblieben? Immerhin bleibt rechnerisch das Schicksal von 190000 unklar. Vorherige Auswanderung oder massenhafte Konversion, um vom Türken zum Griechen zu werden?

Brühl, 5. August 2007

Rassismus von links: Käthe Dunker, führendes KPD-Mitglied, schildert 1924 in einem Brief aus Moskau ihre ersten Eindrücke von der Stadt. Die Gesichter der meisten Passanten sind für sie »von rein asiatischem Gepräge«. Das kann man noch als bloße Beobachtung mit einem Blick für Phänotypen akzeptieren. Aber der darauf folgende Satz legt den Verdacht nahe, dass Dunker zwischen Aussehen und Intelligenz Zusammenhänge vermutet: »Die intelligent Aussehenden in der Mehrzahl Juden.« Die »Mädels« in einem Heim, das sie besucht,

sind »von ausgesprochen slawischem Typus, breitgedrückte Gesichter [...] – aber von ein paar stumpfen Bauerngesichtern abgesehen – alle geistig belebt.« Gerade diese Versicherung bestärkt den Verdacht auf eine latent rassistische – und auch bürgerlich-elitäre – Denkweise. Denn warum sollten Bauerngesichter »stumpf« sein? In Dunkers Reisebericht auch Indizien für einen Kulturchauvinismus, wie man ihn vom Frankreich der Aufklärung kennt. In der Schilderung eines von der Partei inszenierten multikulturellen Kulturprogramms heißt es: »[...] dann ein lustiges Satyrspiel der Deutschen (aber was für Deutsche: vom mauschelnden Judendeutsch bis zum altertümlichen Schwäbisch der Wolgadeutschen [...]).« (*Utopie kreativ, Heft 201/202: 632–656*) Um die Widersprüchlichkeit der Weltsicht zu ermessen, muss man wissen, dass Käthe Dunker und ihr Mann, beide Kommunisten, sehr russophil und gewiss nicht antisemitisch waren (siehe oben).

Brühl, 24. August 2007

Arbeitsmigration: Der Brühler Bayernverein »Gemütliche Waldler« feiert, wie ich lese, sein 80-jähriges Bestehen. Aus diesem Anlass wird daran erinnert, dass Ende des 19. Jahrhunderts die ersten Zuwanderer aus der Oberpfalz und dem Bayerischen Wald an den Rhein gekommen sind, um sich im rheinischen Braunkohlentagebau Arbeit zu suchen. Das Ausmaß dieser Migration aus der damaligen armen Peripherie in die industriellen Zentren wird daraus ersichtlich, dass es einst über 100 Bayernvereine im Rheinland gegeben haben soll. Immerhin existieren heute noch 30, was die Hartnäckigkeit ethnischer Identifikationen belegt. Der Brühler Verein hat über 130 Mitglieder und ist sehr rührig. Man trägt Tracht, spricht aber keinen Dialekt mehr. Verrückt, dass es der erste Brühler Verein war, der 1965 in der französischen Partnerstadt aufgetreten ist, wie ich lese, und damit das Rheinland repräsentiert hat.

Brühl, 29. Februar 2008

Ambivalente Fremdbilder: Anlässlich seines Todes wird Iwan Rebhoff, der »Kostüm-Russe«, so ein Rundfunk-Sprecher, gewürdigt. Er stellte in der Zeit des Kalten Krieges den gutmütigen Russen dar, das positive Gegenstück zum Feindbild Russe. Er war für sein Publikum die Verkörperung der russischen »Säle«. Das Beispiel zeigt, dass negative Stereotypen ihre verborgene, ebenso klischeehafte Kehrseite haben. Rebhoff liefert dafür noch ein zweites Beispiel mit seiner Rolle als Milchmann Tewje, die ihn berühmt gemacht hat, eine Figur, die die Kehrseite des antisemitischen Stereotyps repräsentiert. Der Erfolg des Musicals verdankte sich wahrscheinlich auch dem schlechten Gewissen der Europäer, speziell der Deutschen.

Brühl, 21. April 2008

Interkultureller Alltag: Familienfest. G. und M. erzählten von ihren Erlebnissen bei einer Beschneidungsfeier und bei der Hochzeit einer Kollegin von G. – Hinweis darauf, dass interkulturelle Beziehungen solcher Art selbstverständlicher Bestandteil des Alltagslebens »kleiner Leute« geworden sind. Zugleich haben mich ihre Schilderungen nachdenklich gemacht, weil ich nicht sicher bin, ob wir ihre Begeisterung für die aufwändig inszenierten Feiern noch teilen könnten. Die Regie hat sich offenbar weit von der bäuerlichen Tradition entfernt, die uns damals bei unseren Kontakten mit »Gastarbeitern« fasziniert hat. Vieles erschien uns kitschig. Der Geschmack der »kleinen Leute« ist anscheinend über ethnische Grenzen hinweg gleich. Also »feine Unterschiede« (Bourdieu) entlang einer anderen Linie? Dabei Zweifel, ob unser exotistisches Bedürfnis damals edler gewesen ist.

Traunstein, 27. Dezember 2008

Fremdheit als Opernmotiv: Am ersten Weihnachtsfeiertag *La Bohème* im Fernsehen. Auffällig die Parallelen zu *La Traviata*, frei übersetzt »die auf die schiefe Bahn Geratene«. In beiden Opern wurde das bürgerliche Publikum gerührt durch das Schicksal einer Frau aus einem fremden Milieu – so ganz fremd zwar nicht, denn über Küchenhilfen und Dienstmädchen hatte man ein wenig Kontakt mit der Welt, der zum Beispiel die Näherin Mimi angehört. Aber auf der Bühne wurden die Subalternen mit ihren Gefühlen leibhaftig. So auch in *La Traviata* die »Halbweltdame« (Opernführer) Violetta. Viele Herren hatten sicher schon einmal solche Damen kontaktiert, aber von Verdi bzw. dem Librettisten bekommt eine von ihnen nun menschliche Züge verliehen, das Bedürfnis nach Geborgenheit, nach Liebe – Gefühle, die man so einer gar nicht zugetraut hätte. Und doch bleibt die Figur samt ihrer Welt fremd. Diese Fremdheit machte und macht, so denke ich, die Attraktion aus. In Puccinis *La Bohème* wird diese gesteigert durch das Künstlermilieu, in dem die Handlung spielt. Puccini hatte überhaupt ein Gespür für die Publikumswirksamkeit eines Plots nach diesem Muster. In *Madame Butterfly* wird die Fremdheit verdoppelt durch die ferne Kultur. Im Übrigen erleidet die Geisha Cho-Cho-San ein ähnlich Herz zerreißendes Schicksal wie ihre europäische Kollegin Violetta und wie die arme Mimi, nur dass diese beiden das Glück, geliebt zu werden, noch erfahren, während die Geisha sich verlassen und verstoßen sieht. Der imaginäre Blick in die Gefühlswelt fremder Wesen macht anscheinend (ähnlich bei Karl Mays *Winnetou*) den Reiz fürs Publikum aus, auch noch für uns Heutige.

Andreas Eichhorn

Joseph Haydn und Felix Mendelssohn Bartholdy: 1809 / 2009. Reflexionen aus Anlass eines gemeinsamen Gedenkjahres

1. Einleitung

Felix Mendelssohn Bartholdy und Joseph Haydn sind über das Jahr 1809 verbunden: Für den einen ist es das Sterbe-, für den anderen das Geburtsjahr. Als Joseph Haydn am 31. Mai 1809 in Wien starb, war Felix Mendelssohn Bartholdy gerade drei Monate alt. Anstelle der in Gedenkjahren geläufigen Praxis, die Jubilare separat zu würdigen, sei an dieser Stelle einmal der reizvoll erscheinende Versuch einer wechselseitigen Kontextualisierung zweier Lebensgeschichten unternommen. Methodisch stellt sich eine solche Korrelation zweier Biografen durchaus als ein interpretatorisches Experiment dar, das durch eine systematische Perspektivierung die pure Faktizität der einzelnen Biografie aufhebt, sie in ungewohnte Beleuchtung stellt und geeignet ist, Stereotypen der Wahrnehmung aufzubrechen, die jeweilige Lebensgeschichte in ihrer Individualität ansichtig zu machen und zugleich zeit- sowie kulturübergreifend den Blick für Korrespondenzen, Wechselwirkungen, verbindende und trennende Phänomene zu öffnen.

Bei der Frage, ob es über das Jahr 1809 hinaus Aspekte gibt, die beide miteinander verknüpft und trennt, fallen zunächst polare Gegensätze ins Auge. Joseph Haydn: Österreicher, Katholik, tiefreligiös und Schlüsselfigur der musikalischen Klassik. Felix Mendelssohn Bartholdy: Norddeutscher, Protestant, der mit dem Begriff der Frömmigkeit seine Probleme hatte (Mendelssohn Bartholdy 1882a: 115 f.), und dessen sozialetisches Verhalten sich als ins Weltliche transformierte Religiosität gedeutet werden könnte; aus einer jüdischen Familie stammend und Protagonist der musikalischen Romantik. Haydn war mit 77 Jahren das Geschenk eines erstaunlich langen Lebens beschieden; Mendelssohn, der Frühvollendete, starb mit 38 Jahren.

2. Biografische Konvergenzen

Beim näheren Hinschauen eröffnen sich aber auch erstaunliche Parallelen. Beide galten, als sie starben – Haydn 1809 und Mendelssohn 1847 –, als die berühmtesten Komponisten ihrer Zeit: Haydn als Patriarch der Tonkunst; Mendelssohn als Zentralfigur eines europäischen Musiknetzwerkes. Haydn und Mendelssohn wurden Ehrungen in reichstem Maße zuteil und können wohl als die zu Lebzeiten am meisten geehrten Komponisten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelten. Beide gelangten auch zu akademischen Titeln. Haydn wurde 1791 von der Universität in Oxford zum »Doctor of Musick« promoviert, Mendelssohn erhielt seinen Ehrendoktor 1836 von der Philosophischen Fakultät der Universität in Leipzig.

Als weitere biografische Parallele drängt sich unmittelbar der signifikante Englandbezug beider Komponisten auf. Haydn reiste in fortgeschrittenem Alter zweimal nach London (1791/1794), wo er triumphale Erfolge feierte, zur Berühmtheit avancierte, in den vornehmsten Kreisen verkehrte und vom Königshaus empfangen wurde. Man versuchte sogar, Haydn in London zu halten, gewissermaßen als Nachfolger Händels (Werner-Jensen 2009: 61; Griesinger 1975: 47). Das musikkulturelle Umfeld, das neu für ihn war, bot ihm inspiratives Potenzial. Für das bürgerlich geprägte Konzertleben der Stadt mit der besonderen Konkurrenzsituation schuf er mit seinen zwölf *Londoner Sinfonien* ein völlig neuartiges Sinfoniedesign. Die englische, vom Oratorium Händels weitgehend geprägte Chorkultur regte ihn nach seiner Rückkehr nach Wien an, Neues in Angriff zu nehmen. Mit seinen beiden deutschsprachigen Oratorien, der *Schöpfung* und den *Jahreszeiten* entstanden Werke universalen Anspruchs, die zugleich die summa seines Lebenswerkes bilden. *Die Schöpfung* schließlich wurde zu einem »war horse« der bürgerlichen Musikkultur (Eichhorn 2008a). Um dieses Werk scharte sich die zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufkommende bürgerliche Musikfestbewegung, zu deren profiliertester Dirigentenfigur Felix Mendelssohn Bartholdy werden sollte. Im Jahr 1833 leitete Mendelssohn sein erstes Musikfest in Düsseldorf, in dessen Zentrum allerdings nicht die *Schöpfung*, sondern Händels Oratorium *Israel in Egypt* stand. Mendelssohn hat aber später Haydns *Schöpfung* wiederholt dirigiert: einmal während seiner Düsseldorfer Zeit (Todd 2008: 333), 1840 auf dem 2. Norddeutschen Musikfest in Schwerin (Todd 2008: 441), 1842 in Köln (Todd 2008: 480) und auf dem Aachener Musikfest im Jahr 1846 (Todd 2008: 564). Felix Mendelssohn Bartholdy war zeitlebens mit England, wo er sich ausgesprochen wohlfühlte, eine besonders herzliche Aufnahme und seine Wahlheimat fand, auf das Engste verbunden. Auch ihm vermittelten die

historisch orientierte Musikkultur in London und die englische Händelpflege entscheidende Prägungen und Anregungen. Hinzu kommen noch seine philologischen Studien von Händelautografen im British Museum – eine solche Form der historisch-wissenschaftlichen Annäherung an Musik war der Zeit Haydns noch fremd –, die insbesondere seinen Sinn für aufführungspraktische Authentizität geschärft haben. (Großmann-Vendry 1969: 37)

Mendelssohn schätzte die offene und unvoreingenommene Londoner Gesellschaft. Nicht anders erging es übrigens Haydn 40 Jahre zuvor, der in London »luft von anderem planeten« (Stefan George) witterte und von England an seine Freundin Marianne von Genzinger schrieb: »[...] wie Süß schmeckt doch eine gewisse freyheit, ich hatte einen guten Fürsten, muste aber zu zeiten von niedrigen Seelen abhängen, ich seufzte oft um Erlösung, nun habe ich Sie einiger massen [...] das bewusst seyn, kein gebundener diener zu seyn, vergütet alle mühe [...].«¹ (Haydn 1965: 260f.) Mendelssohn besuchte England, anders als Haydn, bereits als 20-Jähriger, unmittelbar im Anschluss an seine legendäre Wiederaufführung der Bach'schen *Matthäuspassion* im Jahr 1829. Mit einem zweiten Engländeraufenthalt schloss er dann im Jahr 1832 seine große Kavaliereise ab, die ihn durch Süddeutschland, Österreich, Italien, die Schweiz und Frankreich geführt hatte. Diese beiden ersten Engländeraufenthalte legten die Grundlagen für die engen Beziehungen zu diesem Land, das er insgesamt zehnmal besuchte. In England bildeten sich zahlreiche enge freundschaftliche Bindungen, hier fand er, der Komponist, Dirigent und improvisierende Organist Mendelssohn ein enthusiastisches Publikum, feierte seine größten Erfolge. 1842 wurde auch er vom englischen Königspaar empfangen, mit dem er sogar gemeinsam musizierte. Literarisch und geschichtlich gefilterte schottische Landschaftserlebnisse inspirierten ihn zu Schlüsselwerken (*Hebriden-Ouvertüre* und die der Königin Viktoria von England gewidmete *Schottische Sinfonie*). Einige Werke zum Beispiel die *Italienische Sinfonie*, schrieb er im Auftrag der Londoner Philharmonic Society, die eine kontinuierliche Pflege des Mendelssohn'schen Œuvres etablierte. Erwähnt sei auch Mendelssohns zweites Oratorium *Elias*, dessen Realisierung sich letztlich einem Kompositionsauftrag für das Musikfest in Birmingham verdankt, wo es 1846 seine triumphale Uraufführung erlebte.

Mit Haydn und Mendelssohn stehen sich somit die beiden jeweils für ihre Epoche bedeutendsten Oratorienkomponisten gegenüber: *Die Schöpfung* und *Die Jahreszeiten* sind die zentralen Oratorien der musikalischen Klassik, Mendelssohns *Paulus* und der *Elias* sind die einzigen Oratorien des 19. Jahrhunderts, die sich bis heute fest in das Aufführungsrepertoire eingeschrieben haben.

¹ Brief aus London vom 17. September 1791.